

(Nachdruck verboten.)

## 82] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Frau Poppe hatte Sellswigs Abwesenheit benutzt, um rasch hinter zu gehen in Elsas Zimmer, wo das Mädchen in haltlosem Schluchzen auf dem Bettrande saß.

„Aber, was ist Ihnen denn, Kleinen?“

Die Blonde, deren reiner Teint schon gelitten hatte unter den täglich angewandten Schönheitsmitteln, antwortete nicht. Sie weinte so sehr, daß ihr zarter Körper wie im Krampfe flog.

„Kannten Sie den jungen Mann vielleicht früher?“ fragte Frau Amanda vorsichtig.

„Es ist . . . es ist . . . mein Bruder!“ brachte Ella stoßweise heraus.

Das energische Gesicht der Frau spannte sich noch mehr.

„Ihr Bruder . . . hm . . . wollen Sie mit ihm reden?“

Und ohne die Antwort des Mädchens abzuwarten, fuhr sie fort:

„Das heißt, das hat jetzt gar keinen Zweck! Das würde nur Ärger geben . . .“

„Ich will auch nicht!“ schluchzte Ella dazwischen.

„Ziehen Sie sich schnell an!“ sagte Frau Poppe bestimmt. „Guldine wird Ihnen helfen! . . . Ich werde sie gleich rufen! . . . Und dann, liebes Kind, sofort weg! Sie gehen die Hintertreppe runter, zu Frau Sternheim. Da bleiben Sie bis heute abend und kommen erst, wenn das Haus geschlossen wird, nach der neuen Wohnung. Sollte er mich fragen nach Ihnen, Ihr Bruder, da sag ich ihm einfach, er hat sich geirrt! Es laufen mehr bunte Hunde in der Welt rum!“

Sie trat einen Schritt ins Nebenzimmer.:

„Guldine!“

Eine Schwarzhhaarige kam mit gewaltigen Brüsten, über denen die glänzenden, eben geflochtenen Höpfe lagen.

„Sie sind wohl so freundlich und helfen Fräulein Ella ein bißchen, Dinchen, ja? Unsere arme Kleine!“

Sie strich ihr, die, mit geröteten Augen vor sich hinstarrend, auf dem Bett saß, über das goldige Haar, „sie hatummer gehabt! Aber Kopf hoch, Ellachen! . . . Das ist alles nicht so schlimm! . . . Drin sind wir nu mal und durch müssen wir!“

Mit dieser ihrer Diebingsredensart ging die Walfüre wieder nach vorn, wo gleich darauf Georg mit den Getränken erschien, den sie von nun an nicht mehr aus den Augen ließ.

Die anderen Männer waren schon emsig bei der Arbeit, die sie für einen Moment unterbrachen, um sich zu stärken.

Georgs romantische Phantasie hatte sich in der kurzen Zeit immer tiefer hineingegraben in das Unrecht, das ihm und den Seinen auch hier wieder angetan wurde. Er hatte sich all die harten drohenden Worte zurecht gelegt, mit denen er der blonden Dame jetzt entgegentreten und seine Schwester herausverlangen wollte. Er selbst war der erste gewesen, der Elsas Beziehungen nachspürte und ihr Unmoral vorwarf.

Von der Mutter hatte er später erfahren, daß seine Schwester einige Zeit bei Mieke Blankenstein gewohnt hatte, und was das auf sich hatte, darüber war er sich vollkommen klar. Und trotzdem sträubte sich sein ganzes Ehrgefühl dagegen, seine Schwester hier als öffentliche Dirne wiederzufinden. Er selbst war ja auch von dem bürgerlichen Gleise der Wohl- anständigkeit abgeglitten, aber seine Großmannsjucht war fest überzeugt, daß er trotz aller Fehlschläge nur zu wollen brauche, um wieder vollständig rehabilitiert zu sein; ja um die, die ihn jetzt noch über die Achsel ansahen, zu übertrumpfen und auszulachen. Daß man seine Schwester zur Prostituierten gemacht hatte — denn Elsas eigenes Verschulden stellte kein Trost jetzt entschieden in Abrede —, das brachte ihn in Wut und stachelte seinen Haß gegen die „andern“, diese große, nebelhafte Gestaltenmasse, die er wie ein feindliches Meer sich gegenüber stehen fühlte. . . .

Als er jedoch oben war, in der großen, schon geräumten Wohnung, im Hin und Her seiner Mitarbeiter, die einzeln

und zu zweien die schweren Möbelstücke hinausschleppten, wie er sich so der ihn mit großen, heiteren Augen anblickenden Frau gegenüberfand, die fortwährend kommandierte, mahnte und sprach — da kriegte er kein Wort heraus! Er verschob seine Absicht von einer Minute zur anderen, trank, soviel er nur bekam und wurde dadurch innerlich immer erregter.

Eben wollte er sich von dem Kleinen, Breitschultrigen eine ziemlich schwere Bücherkiste auf die Achsel hinaufhelfen lassen, als wieder zwei Mädchen eintraten, schon fertig zum Ausgehen, in langen Pelzstolas über den dunklen Schneiderkleidern und mit mächtigen Federhüten auf den frisiertem Köpfen.

Georg hatte sie nur von der Seite gesehen. Die eine war von zartem Wuchs und hochblond wie Ella, und im festen Glauben, er habe seine Schwester vor sich, warf der ehemalige Knopfdrücker, förmlich aufbrüllend, die Kiste von sich.

Auf den fürchterlichen Krach flog Frau Amanda vom Korridor ins Zimmer:

„Was ist denn? . . . Was ist denn los?!“

Der junge Sellswig hatte sich schon von seinem Irrtum überzeugt. Aber den Damm aus Zagheit und Respekt hatte seine Wut durchbrochen. Vor die Frau hinspringend, brüllte er und drohte mit der zur Faust geballten Linken:

„Wo ist meine Schwester! . . . Augenblicklich lassen Sie sie raus aus die verfluchte Hurenbude! . . . Raus, sag ich! . . . Her mit ihr! . . . Oder ich schlag Ihnen Ihren ganzen Krempel kurz un kleene! . . .“ Und aus dem Paroxysmus seines Bornes, der sich in Worten gar nicht austoben konnte, schrie er fortwährend:

„Ella! . . . Ella! . . . Ella! . . .“

Die Frau zitterte leise, wie wenn sie ein heftiger Schlag getroffen hätte. Sie wußte genau, was jetzt für sie auf dem Spiele stand, und gerade das half der Vielerfahrenen ihre Besonnenheit bewahren.

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte sie mit lauter Stimme, aber scheinbar ohne jede Unruhe.

„Denn wer'n Sie mir verstehen lernen! . . . Gleich, sag ich Ihnen! Passen Sie mal uff! . . . Sie altes Sticke Modder!“

Er stürzte an ihr vorbei, in die hinteren Räume, um selbst nach seiner Schwester zu suchen, die längst die Hintertreppe hinunter zu jener Frau Sternheim geeilt war, die der Poppe als Zutreiberin diente und die eines schönen Nachmittags so auch die gänzlich verzweifelte Ella Sellswig getroffen und sie überredet hatte, bei Frau Amanda Wohnung zu nehmen.

Die Frau rannte bis an die Korridorlür, winkte die Möbelleute herein und schloß die Entreetür hinter ihnen. Und schon wieder hielt sie das Zaubermittel in ihrer großen, schöngepflegten weißen Hand, dieses „Sesam, öffne dich!“, vor dem die Herzen der Armen so selten verschlossen bleiben.

Was kam es ihr auf ein paar Mark mehr oder weniger an, wenn es nur gelang, diesen schändlichen Kärm zu stillen, ohne daß etwa gar die Polizei sich einmischte! . . .

Und die Diebente, rabiate Brüder, die auch dem Neuen nicht sehr grün waren, traten sofort auf die Seite der Frau.

„Wenn Sie sagen, et is so, junge Frau,“ meinte der Große mit dem fuchsigigen Schnurrbart, „det jeniegt uns vollkommen!“ . . . „Wat hat 'n der Kerl ieverhaupt hier rumzuschreien!! Steckt kaum erst de Neese rin in det Beschäft un wird hier gleich 'ne Lippe riskieren! Det wer ja noch scheener! nich wah, Eduat?!“

Der Aufseher, etwas wortkarger Natur, fragte bloß:

„Wo is er denn?“

Die Frau zeigte nach hinten, wo man sich näherndes Stimmengewirr vernahm.

„Jetzt schimpft er mit den armen Mädchen!“

„Das war geschickt! Die Ritterlichkeit dieser durchweg angeheiterten Kraftmeier brauchte sie nur noch anzurufen! Alle fielen sie da über den Kameraden her! Und der Breit- schultrige schrie:“

„Na, wirste jefälligst rauskommen, Du? Wat heeßt denn det, sich hier in fremde Wohnungen rumzudreiben! . . . Nachher fehlt wat! . . .“

„Jewis, Franzel“ mischte sich nun der Vierte ein, der eben erst vom Wagen herauf nachgekommen war, „det is schon ofte dagewesen! . . . Gerade mit sonne Neuen! Un machher könn wir vor jeradesteh'n, wenn der wat jeklaut hat!“

Das letzte hörte Georg noch. Er war nicht im geringsten beruhigt oder eingeschüchtert dadurch, daß er seine Schwester nicht gefunden hatte. Einen begangenen Irrtum einzusehen, war überhaupt keine Sache nicht; hier hätte ihn kein Gott überzeugen können, daß er falsch gesehen habe. Wie ein Nacheengel kam er daher auf die Poppe zu:

„Wo is meine Schwester! . . . Wo is se. . . . Ich verlange se von Ihnen! . . . Sie. . . . Sie. . . .“ Er drang wieder auf die Frau ein, die sich hinter die Ziehleute flüchtete.

Der Kutscher, ein selbst unter diesen Starcken wegen seiner Riesensärke gefürchteter Mann, trat ihm ruhig entgegen.

„Daß det!“ sagte er einfach, „wat haste hier rumzustänfern. Wir ham hier den Umzug zu besorgen, weiter jansicht, vasshest!“

Weiter kam er nicht, Georg warf sich auf ihn, slog aber wie von einer Feder geschneelt zurück! . . . Heulend, die Rippen von den Fäden zurückgezogen, wie ein Raubtier, das seinen Vändiger annimmt, sprang er zum zweitenmale drauflos! Aber der Kutscher hatte sich seiner kaum zu erwehren, alle packten sie zu, und Georg lag, ehe er sich verah, am Boden, wurde getreten und mit Fäusten bearbeitet, bis er, wie ein Berserker tobend, sich hochrang und sein Klappmesser aus der Tasche riß. . . .

Die Frau rannte weinend und bittend umher, die in Mut geratenen Männer, denen der Alkohol rote Schleier vors Auge zog, hörten sie gar nicht. . . . Die Mädchen, die noch in der großen Wohnung waren, hatten sich im Tür-rahmen wie geängstigte Schafe zusammengedrängt, sie freischten und riefen um Hilfe. . . . Und sie flohen schreiend zurück, als sich jetzt Georg Hellwig mit geschwungenem Messer auf die anderen Ziehleute stürzte.

Der Lange mit dem roten Schnurrbart bekam einen Stich in die Wange und dem Brustbreiten wurde der Hemdärmel aufgeschlitzt, dann hatten sie den Lobenden unter! Und hätte Frau Poppe nicht in ihrer gräßlichen Angst die Korridor-tür geöffnet, an die längste die Hausbewohner Einlaß begehrend pochten, dann hätte Georg Hellwigs Lebenslauf hier vielleicht ein schreckliches Ende genommen. So drangen eine Anzahl Männer und ein Polizeibeamter in die Wohnung. Mit großer Mühe riß man die Möbelträger von ihrem Opfer. Und Georg, halbtot, mit blutüberströmtem Gesicht und schwankend von den fürchterlichen Schieben, die seinen Schädel getroffen hatten, verließ, von dem Schutzmänn gestützt, keuchend und unzusammenhängende Worte ausstößend, die Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Hornung.

Von Carl Schilling.

Für gewisse Tiere unserer Heimat ist der Februar ein bedeutungsvoller Monat, nämlich für die männlichen Hirsche. Bekanntlich beginnt im Hornung bei ihnen der Wechsel der Geweihe, der einen der merkwürdigsten Vorgänge im Haushalt der Tiere bildet. Ueber die Entstehung und Entwicklung des Geweihs sind nicht nur in Laienkreisen, sondern auch bei Jagdliebhabern mitunter so wunderliche Ansichten verbreitet, daß es nicht unangebracht ist, einmal näher auf dieses Thema einzugehen.

Die Rotwildbläßer werden Ende Mai und Anfang Juni geschl. Schon in ihrem achten oder neunten Lebensmonat beginnt bei den männlichen Hirschen die Bildung der Rosenstöcke, jener Wucherungen des Stirnkeins, aus dem sich nach zweieinhalb bis drei Monaten durch die behaarte Körperhaut, weidmännisch Wast genannt, das erste Geweih entwickelt; nach weiteren zweiundeinhalb Monaten ist es veredelt, d. h. vollständig ausgebildet und abermals nach 2 bis 3 Wochen wird es „gefest“. Ein das Erstlingsgeweih tragendes Tier wird vom Weidmann „Spießer“ genannt. Im nächsten Jahre wird dieses Geweih abgeworfen und ein neues gebildet. Die Hauptstange wird länger und bildet nicht weit von ihrer Ansatzstelle eine nach vorn gerichtete Sprosse, die „Augensprosse“. Der Hirsch heißt jetzt „Gabler“. Nicht selten aber wird diese Stufe übersprungen und der Hirsch setzt anstatt des Gabelgeweihs ein Sechsergeweih auf. Im dritten Jahre erscheint bei normaler Geweihbildung zwischen Spieß und Augensprosse die „Mittelsprosse“. Tritt diese nur

einseitig, d. h. an einer Geweihstange auf, so wird das Geweih wie in allen folgenden analogen Fällen als „ungerade“ angesprochen. Wiederum wird das Geweih abgeworfen, und ein neues, das Achtergeweih, aufgesetzt, dessen jederseits um eins vermehrte Endenzahl durch Teilung der Stangen Spitze entstanden ist. Das Geweih des Zehners, der wie die Träger aller nachfolgenden Geweihstufen im Gegenjah zu den vorhergehenden „geringen“ als „jagdbarer“ Hirsch bezeichnet wird, besitzt über der Mittelsprosse die sogenannte „Eisprosse“. In späteren Jahren erscheinen die drei untersten Sprossen, die Grundsprossen, in derselben Weise; jede kann sich eventuell mehrfach teilen. Vom Zehnergeweih ab wird indessen die Regelmäßigkeit in der Geweihbildung häufig unterbrochen, indem das nächstfolgende Geweih nicht das gleichmäßige Ende mehr trägt, sondern weniger Enden zählt, als es haben müßte: der Hirsch hat „zurückgesetzt“.

Da das Geweih in jedem Jahre abgeworfen und neu gebildet wird, so ist es irrtümlicherweise als Epidermoidalgebilde angesehen worden, d. h. ein Gebilde der Epidermis oder Oberhaut. Ein solches ist aber nur der sich bildende und das Geweih bekleidende, also schützende Wast, die knöchernen Grundlage besteht im wesentlichen aus einer Verknöcherung der Lederhaut. Das entstehende Gehörn ist weich und wird von zahlreichen Blutgefäßen durchzogen. Der Wast ist ebenfalls höchst empfindlich, weshalb der Hirsch während der Zeit, da er das „Wastgeweih“ trägt, niedriges Gebüsch meidet. Später tritt der Saftzufluß nach dem Geweih zurück und das Geweih wird veredelt.

Kurz nach dem Abfallen des alten Geweihs vom Rosenstock beginnen die Ädern, die rings um diesen enden, sich zu verlängern und zu verzweigen. Die stetigen Wallungen des Schweißes drängen nach dem Kopfe, der gesamte Organismus ist stark in Mitleiden-schaft gezogen und es beginnt die Ausscheidung des neuen Geweihs, dessen Grundform ein abgerundeter Zapfen ist. Die Oberfläche ist mit einer dünnen Haut bedeckt, die aus einem dichten Gewebe von Blutgefäßen besteht, deren Spuren man in den Rinne und Fur-tchen des reifen Geweihs wiederfindet. Nach innen wird aus dem Schweisse eine weiche, gallertartige Masse abgesondert und in gleichem Maße, wie das Geweih höher und schwerer wird, scheidet sich in seinen unteren Partien phosphorsaurer Kalk aus, und die Gallertmasse wandelt sich allmählich in feste Knochensubstanz um. Ist die Ausbildung des Geweihs vollendet, und sind die Enden veredelt, so nehmen die Knochenperlen am Grunde der Stange an Umfang zu. Diese Knochenperlen bilden um die Stangenbasis einen Kranz unregelmäßiger Erhöhungen, die „Perlenkrone“ oder die „Kose“. Zwischen ihnen verlaufen die Hauptadern. Durch das Stärker- oder Größerwerden der Perlen werden die Blutadern allmählich abgeknüpft, der Zufluß des Schweißes in das Geweih wird geringer und verstopft allmählich ganz. Adergesteckt und Wast werden nunmehr vom Organismus nicht mehr versorgt und vertrocknen. Wie die Borke vom Baumstamm, so löst sich der Wast von seiner knöchernen Unterlage los und der Hirsch entledigt sich desselben durch Reiben an Baumstämmen und Ästen, welcher Prozeß weidmännisch das „Fegen“ genannt wird. Der Hirschgerechte Jäger vermag aus der Höhe der „Feststellen“, die wohl auch „Himmelspuren“ genannt werden, Größe und Alter des Hirsches festzustellen und „spricht ihn darauf an“.

Das neue Geweih erscheint als unbehalteter, brauner Knochen, dessen Spitzen sich allmählich weiß färben, da der Hirsch damit gern in das Erdreich, namentlich in Kies und Sand sticht. Da aber zwischen Geweih und Stirnzapfen, beziehungsweise dem Organismus eine Kommunikation nicht mehr vorhanden ist, so ist das Geweih zu einem toten Teil des Körpers geworden, und lockert sich nach Monaten an seiner Ansatzstelle detart, daß es von selbst abfällt oder doch leicht abgestoßen werden kann. Die Trennung findet an der Stelle statt, wo die Stangenbasis auf dem Stirnzapfen steht und wird veranlaßt durch einen stärkeren Zufluß von Schweiß. Diese Vorgänge erzeugen aller Wahrscheinlichkeit nach ein juckendes Gefühl, so daß das Tier den Drang in sich fühlt, das Geweih los-zuwerden. Es schlägt damit gegen Äste und Baumstämme, bis die Stangen abbrechen — natürlich immer nur an der Ansatzstelle — oder sie fallen infolge ihrer Schwere ab. Die Stelle, an der sich das Geweih abgelöst hat, schweißt zunächst, bedeckt sich aber bald mit Schorf. Kurze Zeit nach dem Verlust beginnt die Entwicklung des neuen Geweihs, das größer und stärker ist als das vorjährige.

Nur „kapitale“ Hirsche werfen im Februar ab, geringere folgen später. Nach den „Abwurfstangen“ wird vom Jäger eifrig gesucht und sie werden zumißt auch gefunden, denn wer nicht nur Schiefer ist, sondern wirklicher Jäger, der kennt den Bestand seines Reviers ganz genau; er weiß wo die Hirsche stehen und kennt ihre Befehle, also muß er auch das Geweih finden. Sollte trotzdem einmal die eine oder andere Stange verloren gehen, etwa im Moorboden, unter Laub oder Schnee zu liegen kommen, dann bleibt sie auch verloren, denn so fest das Geweih auch ist, solange es auf dem Kopfe des Hirsches sitzt, so widerstandslos ist es, sobald es abgeworfen. Den Witterungseinflüssen vermag es nur wenig standzuhalten; dazu kommt, das gewisse Waldbewohner, wie Eichhörnchen, Mäuse, Füchse, Säuen, die Stangen benagen und anfressen, welcher Umstand natürlich auch dazu beitragen hilft, daß nicht alle abgeworfenen Stangen gefunden werden.

Der Geweihwechsel als solcher könnte etwa in Parallele gezogen werden mit der Be- und Entlaubung unserer Bäume. Der Saft-zufluß nach der betreffenden Gefäßstelle (dem Blattpolster bei der

Pflanze) wird hier wie dort zu einer gewissen Zeit verringert und schließlich ganz unterbrochen, was zur Folge hat, daß die in der Zeit der Kraft und Fülle erzeugten Gebilde absterben und abfallen.

## Die französische Malerei im 18. Jahrhundert.

(Ausstellung der Akademie)

### I.

Diese Ausstellung ist im Grunde eine Tendenzausstellung. Es handelt sich letzten Endes nicht um die Schönheiten und Feinheiten der französischen Kunst, wie sie sich aus den Schöpfungen der Künstler des XVIII. Jahrhunderts darstellt, sondern um die Glorifizierung einer höflichen, akademischen Kraft, und dieser Versuch ist in derselben Absicht unternommen wie im Vorjahre die englische Ausstellung. Die Vertreter der modernen, englischen Malerei sind nur ungenügend in der Nationalgalerie gebildet; ihretwegen mußte Rücksicht gehen. Wäre Watteau unser Zeitgenosse, so wäre er verpönt. So aber macht ihn die Vergangenheit gebildet. Aber Watteau, dieser Geistvolle, dieser Kräumer, dieser Farbentrunkene, um ihn handelt es sich hier nicht. Im Vordergrund steht die repräsentative Kunst eines Ludwig XIV., die die vorderen, großen Säle füllt, von der aus willkommene Verbindung sowohl zur offiziellen wie zur akademischen Kunst unserer Tage geht.

Der Barockstil hatte in Italien die Renaissance abgelöst. Wohltaut der Linien, edle, ruhige, große Komposition — sie schwanden. Ins Ubergewaltige steigerten sich die Ausdrucksformen der Kunst. Dieser Stil, der seinen Ausgang von Rom nimmt und zwei Jahrhunderte eigentlich (von 1680—1780) geherrscht hat und noch jetzt unter uns seine Geltung hat, wie wir an der Mehrzahl von bombastischen Gegenwärtigen sehen, eroberte schon damals die ganze Welt und riß selbst Völker mit (z. B. Spanien), die bis dahin im Dunkel verharrt hatten.

Kulturgehistorisch sind folgende Umstände bemerkenswert. Die Gegenreformation setzte ein. Das Heidentum, die Freude an der Antike wuchsen weichen. Das Papsttum konzentrierte sich zu neuer Macht. Die Kunst sollte als Mittel dienen, imponierenden Pomp machtvoll zu entfalten, und der Ausdruck, die Formen der Kunst wurden damit immer mehr ins Wuchtige, Uebertriebene gesteigert, um die Gemüter zu erregen, die Augen zu blenden.

In dieser Form eignete sich die Kunst speziell für den Hof. Es ist kein Zufall, daß Ludwig XIV. gerade auf den Barockstil verfiel. Damals, als das Staatswesen aufblühte, das sich aber noch ganz auf den Hof, auf den König konzentrierte, trat der König als Auftragsgeber der Kunst an die Stelle der Kirche. Seine bis dahin unerhörte Repräsentationslust griff um sich und viele Fürsten stürzten, um es dem Vorbild Ludwig XIV., dem „Sonnenkönig“ gleichzutun, ihr Land in tiefe Schulden. Die meisten deutschen Schloßbauten, die Parks, die innere Gestaltung der Räume zeigen noch heute diesen übernommenen Charakter.

Diese Note wurde eben für die ganze Zeit maßgebend. Machtentfaltung galt es. Und noch jetzt ist das Nachwirken in der höflichen und in der akademischen Kunst unserer Tage zu spüren, die sich damit als Nachahmerin, als unfruchtbar erweist, da sie schon einmal Gelegtes nur zu wiederholen sucht.

Von diesem Geist sind die repräsentativen Bildnisse der Hyacinthe Rigaud (1659—1734), der Largillière (1656—1746), die plastischen Schöpfungen der Coyzevox, der Coustou. Pathetischer Schwung der Darstellung, Prunk der Farben, Posen, die an die Bühne, an Heldendarsteller erinnern, goldene Panzer, wolfige Hintergründe, Hallen mit Säulen, Vorhänge, flimmernde Pelze und leuchtende Seiden, wallende Perücken.

In dieser Zeit kam das Kunstgewerbe zu erhöhter Geltung. Der Baumeister, der das Versailles Schloß errichtet hatte, war auch hierfür der Leiter: Lebrun. Werkstätten für alle Gebiete des Handwerks und der technischen Künste wurden gegründet. Tischler, Goldschmiede, Graveure werden beschäftigt. Die Seiden von Lyon, die Lächer der Normandie, die Spitzen von Alençon werden berühmt. Vor allem erfuhr die Gobelinmanufaktur jede raffinierte Ausbildung, deren Erzeugnisse so sehr dem Geschmack der Zeit entgegenkamen, da sie große Wände dekorativ schmücken konnte. Noch jetzt besucht man mit Interesse die alte Gobelinmanufaktur in Paris, wo die Arbeiter, diese technisch ausgebildeten Künstler, sitzen und steht mit Staunen zu, wie sie langsam Faden an Faden legen, bis nach Jahr und Tag ein Werk dasteht, über dessen Preis man sich nicht wundern kann, da Generationen daran arbeiteten, wie sich auch das Handwerk meist in bestimmten Familien seit Jahrhunderten vererbt.

Von diesen Gobelins sind sieben Prachtsstücke hier zu sehen. Es sind die sogenannten Esthergobelins des de Troy; mächtigen Wandbildern gleich hängen sie in dem großen Eingangssaal und stimmen das Milieu hell und festlich. Natürlich haben sie auch den Stil, von dem oben erzählt wurde. Man darf aber nicht annehmen,

daß dies der Gobelinstil an sich ist. Im Gegenteil, es ist eigentlich ein falscher Gobelinstil, der nicht für diesen Zweck und diese Technik paßt. Der Gobelin will Flächenstil, dies hier täuscht Raum und Perspektive vor. Der Gobelin will breite Behandlung der Farbe, Komposition und Auswahl der Farben, hier ist ein durchaus malerischer Eindruck in tausend Nuancen erstrebt. Es ist ein Gemälde, kein Gobelin. Dennoch hindert der Geschmack der Franzosen den Künstler, ins Bunte zu verfallen. Im ganzen herrschen Rot, Gelb, Grün vor. Das Ganze hat etwas Zerflatterndes. Mit unlegbarem Gesicht ist alles Steife, alle Grandezza ins Bewegte übersezt und ein feiner Schimmer der Luft, die mit graugelbem Schleieren den Hintergrund ganz leicht und duftig macht, zeigt die Höhe des künstlerischen Geschmacks. Wenn man aber die schönen, alten Gobelins im Cluny-Museum in Paris und die Sammlung der Gobelinmanufaktur gesehen hat, weiß man, daß diese Art, die dem Gobelin den dekorativen Flächencharakter nimmt, nur ein Zwischenspiel war.

Ueberhaupt zeigt sich in dieser Vorliebe für das Bewegte, Leichte, Grazie schon eine Wandlung des Geschmacks. Die Largillière, Rigaud waren Hofmaler gewesen. Aber sie hatten noch eine gewisse, wunderbolle Strenge. Vor allem: Ihr Können war immer bewundernswert. Wie sie die losbaren Stoffe zu malen wußten, wie sie mit Linien der Zeichnung einen Charakter, einen Gesichtsausdruck, die Form der Hände festhielten, das beruht auf ernstester Schulung.

Man ahnt man diese Meister nach, wird glatter, konventioneller und die hohe Pose ist das Ende. Rattier (1685—1766) ist dafür ein Beispiel. Auch er malt noch Fürsten und Hofleute. Aber sie scheinen ihrer Posen müde zu sein. Des Pathetischen ist man überdrüssig. Antoine Pesnes, der von 1711—1767 in Berlin als Hofmaler tätig war, derbere Bildnisse haben beinahe schon etwas Bürgerliches. Ja, man ist mit Fleiß daran, dem Bombastischen am Zeuge zu fäden. Das Theater, für dessen Augenblidsreize man sich lebhaft interessiert, bevorzugt die mythologischen Darstellungen. Aber man sieht die Götter gern in profanen, heißen, allzumenschlichen Situationen. Typisch als Maler für diese Zeitströmung, die immer mehr zum Durchbruch kam, ist Voucheur (1703—1770), der mit jeder Frechheit, dabei lakonisch auf die Sinnlichkeit des Beschauers mit lotetten Bildchen spekulierte. Es ist bezeichnend für diese Zeit, daß die Männerbildnisse verschwinden. Man huldigt der Frau. Und diese Frauen sind nicht steif und würdevoll. Sie lächeln und sind voller Anmut. Die Mätressen ziehen vorbei. Auch hier bildet sich bald ein Schema in der Art der Darstellung. Die Ähnlichkeit ist nicht so erfordert. Huldigung verlangt man, Idealisierung, diese Pompadours und wie sie sonst heißen, möchten gern huldvolle Göttinnen sein. Aber auch hier ist noch als unzerstörbarer Rest jene malerische Kultur vorhanden, die den französischen Künstlern als ein Geschenk in die Wiege gelegt wurde. Es ist nicht leicht, über die Außerlichkeiten dieser süßen, konventionellen Posen hinwegzukommen; aber wenn es einem gelungen ist, sieht man, wie delikat noch hier die Farben behandelt sind, wie schön auch hier das Bild als Ganzes zusammenklingt, das so raffiniert in den Einzelheiten durchgebildet ist.

So kommt allmählich der zweite Stil herauf, der unter Ludwig XV. zur Herrschaft gelangt: das Rokoko. Ganz der Kontrast zu dem Geist der vorigen Periode. Alles Steife ist überwunden. Man will leichtfertig, lustig und guter Dinge sein. Die Grazie des französischen Geschmacks setzt sich durch. Alles Schwere und Mächtige des Barock ist geschwunden und macht einem losen Spiel Platz. Ornamente, Vögel, Pflanzen, Blumen in naturalistisch getreuer Nachbildung beherrschen die Flächen, lösen sich auf, alles Architektonisch-Strenge, Feierliche schwindet. Reich schmiegen sich alle Linien der Innenarchitektur. Alles ist überstreut mit Blumen, Bändern, und die Farbenwahl (Hellgelb, Silber, Hellgrün, Rosa) entspricht in der Zartheit diesem flatternden, sich auflösenden Eindruck.

War Frankreich im Barock mehr Italien gefolgt, so zeigt sich in der intimen Art des Rokoko der Einfluß der Niederlande und Hollands. Es hat aber verstanden, im Fremden, Uebernommenen eigene Art zu geben. In dem Maß, wie Holland näher zu Frankreich lag als Italien, kann man sagen, daß im leichteren, schönen Spiel des Rokoko französische Art sinnfälliger, bezeichnender zum Ausdruck kam.

Drei Meister hat diese Zeit herbeigebracht, die alle in ihrer Art Persönlichkeiten waren. Sie heben sich über die Zeit und ihre wandelnde Kultur hinaus. Ein Voucheur, der auf grobe Effekte spekulierte und mit ihm die ganze Schaar der Stecher und Zeichner, die nicht mehr ihre auf die sinnlichen Instinkte des Publikums berechneten Effekte in verhallter, mythologischer Gestalt, sondern am liebsten recht deutlich im Zeittostüm, nicht mehr in der Natur, sondern im Salon oder im Schlafzimmer zeigten, stehen weit hinter ihnen. Sie kündeten den Niedergang an und zeigen, daß eine Kultur reif zum Untergehen sei. Sie aber, die Meister, geben etwas Unvergänglichtes; aus dem Sumpfe der Kultur gaubern sie Blumen; sie geben reine, echte Kunst. Dies sind: Watteau, Chardin, Fragonard.

# Kleines Feuilleton.

## Kulturgeschichtliches.

Die Hohenzollern und die Gold- und Porzellanfabrikation. Die Markgrafen und späteren Kurfürsten von Brandenburg besaßen im Mittelalter auch die fränkischen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth. Auch das Bergregal besaßen sie im Fichtelgebirge, zum Teil gemeinsam mit den sächsischen Herzögen und Kurfürsten. So hatten die Markgrafen Albrecht und Georg von Brandenburg mit dem Herzog Heinrich von Sachsen und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen verschiedene Gold- und Erzzechen gemeinsam, aus denen die Herren ansehnliche Verräge bezogen. Die wichtigsten von diesen Gold- und Erzgruben waren die Fürstengrube bei Goldkronach, das auch davon seinen Namen hatte. Aber der Ertrag aus diesen Goldkronacher Goldzechen nahm nach einiger Zeit sehr ab und wurde ganz geringfügig. Da wollten die Herren, wie damals viele andere ihrer Standesgenossen, zum Goldmachen übergehen. Denn Kurfürst Johann Georg brauchte sehr viel Geld. Seine Vorgänger hatten eine arge Mißwirtschaft geführt und seine eigene Hofhaltung war auch nicht billig, hatte er doch von seinen drei Ehen 23 Kinder. Zuerst erbot sich der jüdische Münzmeister Lippold dem Kurfürsten Gold zu machen. Aber bald kam man dahinter, daß er nur ein Fälschmünzer war, und der darüber erzürnte Kurfürst ließ ihn 1592 zu Tode martern. Dann tauchte im Jahre 1597 ein Straßburger Namens Franz Brunner am Bayreuther Hofe auf, der aber bald wieder vom Schauplatz verschwand, als er die erwarteten Vorwürfe nicht erhielt. 1677 kam ein anderer Goldmacher nach Bayreuth, der sich Baron Christian Wilhelm von Krohne nannte und sich für einen livländischen Arzt ausgab. Er wußte das Vertrauen des damaligen Markgrafen Christian Ernst und die Gunst der Markgräfin Sophie Luise zu gewinnen. So stieg er bis zur Würde eines Oberpräsidenten und Geheimen Rates. Der Fürst räumte ihm im Bayreuther Schloß Zimmer als Laboratorium ein; allein, da er sich dort unter der Kontrolle nicht wohl fühlte, verzog er in das Dorf Heinersreuth, wo ihm seine Gönnerin, die Markgräfin ein „laboratorium chymicum“ einrichten ließ. Es enthielt nach einem im oberfränkischen Kreisarchiv vorhandenen Verzeichnisse, das der „Erzbergbau“ von 1609, Band 5, Seite 403 mittelt, nicht weniger als 1050 Gegenstände, darunter 92 gläserne Retorten, 148 Kolben, überhaupt 415 Gefäße von Glas, dann eine reiche Auswahl eiserner Geräte, ferner Sanduhren, Siebe usw. Die lange Liste dieser Gegenstände, die nach Krohne's Tode versteigert wurden, gibt eine Idee von der Einrichtung und dem Hohlraum solcher Goldmacherversstätten. Interessant ist auch das Verzeichnis der vorhandenen Materialien. Es waren vorhanden: 2 Fäßchen Bleierz, 20 Zentner metallisches Blei, 5 Lot Schwefelstein, 8 Zentner 53 Pfund Antimon, 28 1/2 Pfund Quecksilber, 2 Lot Borax, 2 Pfund Auripigment (Schwefelarsenit), 17 Pfund Asbest, 3 Lot Perlmutter, 9 Pfund Hausenblase, ebensoviele Korallenabfälle und Salmiat, 20 Pfund Galmel, ferner Bismuterz, Schwefel, Magneteisenstein, Eisenvitriol, Blutstein und 17 Pfund geschlagenes Messing. Letzteres gab er vielleicht für Gold aus; allein der Bayreuther Münzmeister Junge wurde mißtrauisch und brachte Krohne auf die markgräfliche Burg Plattenburg bei Kulmbach. Dort erbrach dieser die Silberlammer und sandte das geraubte und umgeschmolzene Metall dem Hofe als sein Produkt. Die Sache kam aber bald heraus; Krohne floh in das Kloster Marienweiher und wurde dort rasch katholisch; er wurde aber trotzdem bald von den Soldaten des Markgrafen herausgeholt und am 27. April 1688 gehängt. Das Begnadigungsdekret, das ihm die Markgräfin ausgewirkt hatte, traf zu spät ein.

Ein weniger schlimmes Ende nahm ein späterer Goldmacher, der als Erfinder des Meißener Porzellans bekannte Joh. Friedr. Böttger. Er war Lehrling in der Horn'schen Apotheke in Berlin. Er beschäftigte sich dort viel mit metallurgischen Ver suchen und machte Andeutungen, daß er die Kunst Gold zu machen, entdeckt habe. Als der Kurfürst davon erfuhr, ließ er ihn sofort verhaften; aber da man kein Gold bei ihm fand, ließ man ihn wieder frei. Er begab sich darauf nach Dresden. Hier ließ ihm der Fürst zu Fürstberg in seinem Palais ein schönes Laboratorium einrichten und verpflegte ihn aufs Beste. Aber das erwünschte Gold bekam er nicht zustande. Schön wurde ihm der Boden in Dresden heiß und er veruchte nach Wien zu emigrieren, aber er wurde zurückgebracht und sollte sein alchimistisches Geheimnis schriftlich niederlegen. Böttger verfaßte ein langes Schriftstück, das noch heute im königlichen Archiv in Dresden aufbewahrt wird, aber nur mythischen Unsinn enthält und nichts nützte. Aber man verlangte, daß er seine Versuche fortsetze. Er arbeitete auch weiter und entdeckte dabei zwar kein Gold, aber ein Verfahren, Porzellan herzustellen, also doch etwas in Europa Neues und Wertvolles. Das befriedigte den sächsischen Hof. Man überhäufte ihn mit Geschenken, in Meissen wurde ihm ein herrlicher Garten zur Verfügung gestellt und eine schöne Fabrik eingerichtet, wo er sein bekanntes braunes Porzellan herstellte; aber auf freien Fuß ließ man ihn nicht mehr, damit er sein Verfahren nicht anderen mitteilen könne. Trotzdem wurden ihm vom Berliner Hofe Anerbietungen gemacht, aber der sächsische Hof erfuhr davon und ließ ihn nur, da er auch die Herstellung des weißen Porzellans entdeckt hatte, nur noch

strenger betwachen. So wurde auch er, obwohl man ihm sonst alle Annehmlichkeiten bot, seines Lebens nicht recht froh. Als Sachsen seinerzeit von den Schweden bedroht war, wurde er auch einige Zeit mit einem Gesellschaften zusammen nach dem Königstein gebracht. Nach seinem am 13. März 1719 in Dresden erfolgten Tode konnte die sächsische Regierung doch nicht verhindern, daß von den Fabrikationsgeheimnissen so viel nach Berlin und Versailles drang, daß man nach einiger Zeit hier wie dort auch Porzellanmanufakturen in Betrieb setzen konnte.

## Hygienisches.

Schutz den Zähnen! Vor noch gar nicht langer Zeit war es Sitte, bei jedem heftigen Zahnschmerz den Uebelthäter, den kariösen (angefressenen) Zahn radikal entfernen zu lassen entweder durch den Zahnarzt oder wohl noch häufiger durch den künigigen Heilgehilfen in Gestalt des Friseurs, der seine Kräfte an der Festigkeit des Gebisses seines Kunden erproben konnte. Es ist wohl der größte Fortschritt der Zahnheilkunde, daß man in sachverständigen Kreisen immer mehr davon abgekommen ist, schmerzende Zähne kritlos zu entfernen, und daß man in viel ausgiebigerer Weise als früher die Zähne zu erhalten sucht. Diese Tatsache sollte jedoch in den großen Kreisen des Publikums noch viel weitere Verbreitung finden. Durch die entwickelte Technik des Zahnersatzes, der Plombierung hohler Zähne durch Zement, Amalgame (Quecksilberverbindungen), Gold, Porzellan usw. ist man heute imstande, auch sehr weit vorgeschrittene Zahnaries mit dauerndem Erfolge zu behandeln und nicht sofort schmerzende Zähne mit der Zange zu entfernen. Natürlich muß ein gewisser Bestand des Zahnes noch vorhanden sein, sonst kann auch der geschickteste Zahnkünstler keinen Ersatz mehr schaffen. Man kann beobachten, daß in vielen Kreisen die Zahnpflege in geradezu strafwürdiger Weise vernachlässigt wird. Beginnen dann die erkrankten Zähne zu schmerzen, so versucht man es mit allen möglichen „zahnschmerzstillenden“ Mitteln, mit Batten, Tropfen usw., die viel weniger dem Patienten als dem Fabrikanten nügen. Diese Manöverchen werden in der Regel alle paar Tage wiederholt, bis es glücklich dahin gekommen ist, daß nichts weiter übrig bleibt, als die Zähne der Zange zum Opfer fallen zu lassen. Wenn wir auch eine ganz reichliche Anzahl von Zähnen besitzen — bekanntlich hat der Erwachsene 32 Zähne —, so kann bei dauernder Vernachlässigung auch das beste Gebiß nicht erhalten werden. Ein Blick in die Mäuler der meisten Menschen belehrt übrigens darüber, wie jammervoll es zumeist damit bestellt ist. Wenn nun die Eltern, die in zahlreichen Fällen soziale Umstände daran hindern, Obacht auf die Zähne ihrer Kinder zu geben, aus irgendwelchen Gründen die Wichtigkeit gesunder Zähne nicht zu schätzen vermögen, so sollten die Schulärzte in erhöhtem Maße ihre Aufmerksamkeit auf die Zähne der ihnen anvertrauten Schulanfänger richten. Die Schulärzte sind dazu berufen, höchst iegenreich zu wirken, viel mehr durch rechtzeitige Prophylaxe, durch Verhütung von Krankheiten, als durch deren Heilung, die oft genug Stillwerk bleiben muß. Zweifellos zu den wichtigsten prophylaktischen Maßnahmen gehört es, schon während der Schulzeit die Zähne dauernd zu beaufsichtigen und gegebenenfalls für deren Behandlung Sorge zu tragen. In der Mehrzahl der Fälle wird dann eine Plombierung und damit eine Erhaltung der Zähne zu weiterer Gebrauchsfähigkeit möglich sein, wo heute dank der bedauerlichen Vernachlässigung der Zahnpflege nur noch Radikalentfernung helfen kann. Auch für die Uebertragung infektiöser Krankheiten ist Zahnaries nicht gleichgültig. Es ist nachgewiesen, daß Eitererreger, Diphtherieerreger, Tuberkelbazillen gar nicht selten in großer Menge in hohlen Zähnen ihren dauernden Aufenthalt aufschlagen. Diese Tatsache ist der Grund, der die Sanitätsverwaltungen veranlaßt hat, zu Schwestern, Krankenpflegern usw. nur solche Personen zuzulassen, die im Besitz tadelloser eigener oder künstlicher Zähne sind. Gerade Personen, die täglich mit den verschiedensten Kranken in Berührung kommen, dürfen nicht die erhöhte Möglichkeit bieten, selbst als Infektionsträger zu dienen. Nicht jeder besitzt den Mut, seine kariösen Zähne, von denen er oft genug zehn und mehr sein eigen nennen darf, lediglich aus Berufsrisichten ziehen und durch künstliche ersetzen zu lassen. Es hat demnach eine außerordentliche praktische Bedeutung, größtmögliche Sorgfalt auf gute Zahnpflege zu legen. Das Eisenbein unserer Zähne in möglichst gutem Zustande zu erhalten oder durch geeignete Mittel frühzeitig wiederherstellen zu lassen, ist zum Lebensgenuß nicht weniger wichtig als die tadellose Funktion unserer übrigen Organe. Der moderne Zahnarzt ist heute in viel geringerem Maße damit beschäftigt, Zähne zu ziehen als zu plombieren. Er entwickelt also eine mehr konservierende Tätigkeit im Gegenteil zu vielen Psudern und Quacksalbern, die gleich mit der Zange zur Hand sind. Wie man in der Chirurgie immer mehr bestrebt ist, nur in äußersten Fällen Glieder zu amputieren, so wird auch der Zahnarzt dazu erzogen, verstümmelnde Operationen, zu denen schließlich auch Zahnextraktionen gehören, zu vermeiden und nach Möglichkeit durch schonendere Methoden zu ersetzen.